

Meine Hüte

Autor(en): **Blum, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 22

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bühne, von der Anwesenheit von Zuschauern. Er geht sogar über die Tänzer hinaus, die ihm dienen, die er aber nicht entbehren kann, da er ja «Verkörperung» ist.

Zur selben Zeit wie er über den Menschen hinauswächst, erreicht der Tanz seine Tiefe. Er ist wahrlich die ursprüngliche Geste in ihrem ganzen ersten Reichtum. Er stösst wieder auf den Grund des Eros, der Geschlechtlichkeit im erhabensten Sinn. Er ist die Grundlage jeglichen religiösen Rituals — so wäre der Bauchtanz die Uebertragung des heiligen Aktes der Kindswerdung. Die Tänzer bestätigen, dass sie nach gewissen Tänzen einen herrlichen Zustand innerer Fülle erleben, einen Augenblick des Hochgefühls, den wiederzufinden sie unaufhörlich trachten.

Verkörperung von Jugend, von Adel, rechtfertigt Liane Daydé, wenn sie tanzt, die strengen Gesetze des Klassizismus, den ausdauernden Willen beim täglichen Ueben, das voller Fallstricke ist. Man entdeckt hier etwas ganz anderes als eine talentierte Schülerin im Dienste einer ehrwürdigen Ueberlieferung: einen «Stern» mit Strahlen — Kopf und Glieder — belebt von einem immer frischen Atem, und der die Sterne des Himmels erreicht und ihren ewigen Tanz.

(Uebertragung aus dem Französischen von E. O.)

Ruth Blum

M E I N E H Ü T E

Jedesmal, wenn ich den schweren Gang zur Modistin anschlage, denke ich an den respektlosen Ausdruck eines Jugendfreundes: «Du hast einen Eierpflaumenkopf!» Ich glaube gerne, dass er es nicht inhaltlich, sondern rein formal meinte, da mein Haupt für weibliche Verhältnisse aussergewöhnliche Dimensionen aufweist. Auch ist es beschwert mit einer Fülle sehr dichter, sehr widerpenstiger und sehr steckiger Haare, die sich einfach nicht zähmen lassen wollen. Kurzum, ich

habe grosse Mühe, richtige Kopfbedeckungen zu finden. Gewiss, das ganze Hut-Problem liesse sich rasch vereinfachen durch einige kühne Scherenschnitte im Coiffeurladen. Allein, mein Klettgauer Bauernherz weigert sich hartnäckig, die liebe Natur der schönen Mode aufzuopfern. Salomo der Weise bestärkt mich in dieser konservativen Haltung durch sein tiefsinniges Wort: «Das Haar ist die Zierde des Weibes.»

Demzufolge spaziere ich in der Regel haarreich, aber hutarm in der Welt herum, bald mit einem Zopf auf des Schädels höchster Höhe, bald mit einem währschaften Trüdel am Hinterhaupt geschmückt — im besten Falle versehen mit einer Kopfbedeckung, die so oder so meinen Haupt- und Haarwölbungen nicht recht angepasst ist und darum leicht komisch wirkt.

Nur selten, sehr selten schenkt mir der Zufall oder die Einfalt eines noch unverbildeten Lehrmädchens einen Deckel, der sich wunderbarerweise mit meinem Eierpflaumenkopf innig vermählte. Das sind die grossen Tage meines Daseins, an denen ich viele Minuten vor dem Spiegel verschwelge und Sonntags einen harten moralischen Kampf ausfechte bei der Gewissensfrage: «Darf ich den neuen Hut in unsere Dorfkirche spazierenführen oder nicht?»

Nun, lange dauern diese Entzückungen und Versuchungen des Herzens meistens nicht. In der Regel geht es mir mit den schönen Hüten wie mit den Herzensaffären: Sorry end!

Der Türkisblaue

Es ist schon lange her. Ich war damals noch eine arme, kleine Schriftstellerin, die ordentlich am Hungertuche nagte. Aber ich hatte einen reichen Vetter, der mich von Zeit zu Zeit mit dem Mercedes abholte und zu einem üppigen Essen führte, zu Keilerleber, Rehschlegel oder Wildente: denn er war ein grosser Jäger vor dem Herrn. Und er freute sich herzlich an meinem guten Appetit und sagte jedesmal aus Spass: «Iss nur den Teller nicht!»

Herrliche Stunden waren es. Mich plagte dabei nur eines: dass ich immer so armselig angezogen war und über keine einzige Staatsrobe verfügte, die zu Mercedes und Wildente passte.

Schliesslich erwarb ich mir im Ausverkauf ein Stück türkisblaue Seide und nähte mir selber ein reizendes Kleid. Darauf begab ich mich eilends zur Modistin und forschte nach dem entsprechenden Hut. Ach Gott, der einzige Hauptschmuck in

übereinstimmend türkisblauer Farbe, der ausserdem imstande war, meinen Zopfreichtum zu bergen, entpuppte sich als echtes Pariser Modell und kostete 75 Fr. Künstlerpreis. Gewiss, ein Traum, ein Kleinod, ein Wunder von einem Hut, wie die Geschäftsfrau und ihre Trabantinnen mir versicherten, aber sündhaft teuer für eine Ausüberin brotloser Künste, die kaum das Salz in die Suppe verdiente . . .

«Es ist unmöglich», stöhnte ich, «ich vermag's einfach nicht!» Und schon machte ich Anstalten, zu entfliehen. Die Prinzipalin jedoch hielt mich am Aermel zurück und sagte: «So nehmen Sie ihn doch auf Abzahlung! Wir kennen Sie ja, Sie sind brav und gehen uns nicht durch die Latte!» Ich zögerte immer noch; denn ein letzter Blick in den Spiegel machte mich plötzlich unsicher in meiner Begeisterung. Der merkwürdig geformte «Gupf» des Türkisblauen gemahnte mich an etwas seltsam Fremdländisches, nur wusste ich im Augenblick nicht, an was. Auch ärgerte mich die riesenhafte, alles Gleichgewicht der Form zerstörende Filzmasche auf der linken Seite. Zaghafte äusserte ich meine Bedenken, wurde aber wortreich überredet. Und völlig unsicher gemacht im eigenen ästhetischen Empfinden, kapitulierte ich und verschwand mit dem Hut und einer Riesenschuld, die mein Herz elendiglich beschwerte.

Als ich einige Tage später mit der neuen Akquisition in den Mercedes stieg, traf mich ein niederschmetternder Blick aus klugen Männeraugen, und spöttisch klang es an mein Ohr: «Heute werden wir russische Kohlsuppe essen müssen, damit das Menü zum Kübel auf deinem Haupte passt. Er sieht aus wie eine Zwiebelkuppel am Kreml, wenn man vom lächerlichen Propeller auf der Seite absieht.» Und nach einer Pause in befehlendem Tone: «Das nächstemal fahre ich mit einem schlichten Mädchen im Klettgauer Werktagstrachtlein aus; denn eine bodenständige Esslust muss auch im Einklang stehen mit einer bodenständigen Gewandung.

Ich war entsetzlich beschämt. Und den Türkisblauen verbannte ich sofort in die Tiefe des Kastenfusses. Dort liegt er immer noch in unverbrauchter Pracht und wartet darauf, endlich getragen zu werden. Wann?

Der mit den Zyklamen

Als es mir verleidet war, den Zopf auf dem Zenith des Hauptes aufzutürmen, steckte ich mir über dem obersten Halswirbel, auch Atlas genannt,

einen antiken Knoten auf. Diese Aenderung der Frisur bedingte die Neuanschaffung eines Sommerhutes.

Der mit den Zyklamen fiel mir sofort ins Auge, eben der Zyklamen wegen, die haargenau aussahen wie die Zyklamen rund um Florenz herum. Und wenn man nun weiss, was Florenz in meinem Leben zu bedeuten hatte . . . Ich musste ihn haben, um jeden Preis. Und ich kann versichern, dass er nicht ganz billig war. Aber ich war ja unterdessen wohlbestallte Stadtschulmeisterin geworden und nicht mehr in der bedenklichen Lage, Hüte auf Abzahlung erwerben zu müssen. Also kaufte ich ihn.

Ausser den Zyklamen war nicht sehr viel Material daran, nur ein Minimum von weissem Stroh, fünfundzwanzig Quadratcentimeter ungefähr. Gerade darum kam er in keine Kollision mit Haupt und Haar und ruhte ätherisch wie eine grosse Schneeflocke auf meines Scheitels Gipfel.

Lange wagte ich nicht recht, ihn anzuziehen. Schliesslich packte ich den Stier bei den Hörnern und weihte ihn ein auf einem Lehrerausflug.

Was ich auf diesem Fährtlein seinetwillen leiden musste, spottet jeder Beschreibung. Meine männlichen Kollegen, die bisher auf meinem Haupte nur Trachtenhüte oder selbstgestrickte Kappen gesehen hatten, trieben den ganzen Tag Schindluder mit dem kostbaren Gebilde. Vor lauter Uebermut, einen Tag lang keine Schulbuben senkeln zu müssen, wurden sie selber zu Buben im Flegelalter und setzten mein süsses Hütlein der Reihe nach auf ihre eigenen Häupter, also dass es abwechslungsweise braune, blonde und graue Mähnen mit oder ohne Brillantine, Bürstenschnitte und Glatzen deckte. Photographien und Schüttelreime entstanden, und auf dem ganzen Heimweg tönte es an mein Ohr:

«Sie hat a Hüterl auf,
mit einem Strässerl drauf,
das sieht so riareizend aus . . .»

Ich machte gute Miene zum bösen Spiel. Aber die Tränen standen mir alleweil zuvorderst. Nicht nur der Hut kam mir geschändet vor, sondern auch die Erinnerung an die Stadt meiner ersten grossen Kunsterlebnisse und anderer grosser Ereignisse der Seele . . .

Als der mit den Zyklamen kurze Zeit darauf in ein Gewitter kam, das ihn vollends ruinierte, sagte ich ihm mit erleichtertem Herzen für immer Valet.

Im November musste ich an einen Kopfschutz denken. Ich erstand ein sehr appartes Gemächte aus feuerrotem Filz, das hinten ein schwarzes Mäschelchen und vorne ein Schleierchen trug. Das Ganze passte ausgezeichnet zum grauen Lodenmantel.

Diesmal war das Echo erfreulich. Die Kolleginnen beneideten mich um das elegante Ding, und Kollegen machten mir Komplimente über die Jugendlichkeit, die es bewirkte, womit sie bewiesen, dass sie doch erwachsene Männer waren.

Am meisten aber erfreute der Hut meine Viertklässlerinnen, die gerade im Alter erwachender Vanitas feminae standen. Und das hübsche Margritli schrieb in seinem Klassenaufsatz:

«Unsere Lehrerin geht jetzt alle Tage an den Rhein, um die Wasservögel zu füttern. Sie hat dabei einen roten Hut an. Er ist toll und gefällt mir wahnsinnig. Die Vögel kennen den Hut auch, weil er so zündet, weil er eine Reizfarbe hat. Darum kommen die Schwäne schnell daher, wenn sie ihn sehen, und die Belchen sausen übers Wasser wie Motorbötli. Alle Vögel wissen es: «Wo der rote Hut ist, da ist auch Brot. Der rote Hut sieht aus wie der Schirm von einer Wandlampe oder wie eine den langen Weg halbierte Röhre.»

«Wo der rote Hut ist, da ist auch Brot!» Kleines Margritli, du hast eine grosse Wahrheit ausgesprochen. Deine Lehrerin, die die brotlose Kunst mit der soliden bürgerlichen Arbeit des Schulmeisters vertauscht hat, dankt Gott im Himmel, dass sie nicht mehr wie einst in Versuchung kommt, vor Hunger in den Teller zu beissen, wenn barmherzige reiche Leute sie eingeladen haben. Soviel eigenes Brot verdient sie jetzt, dass sie von ihm reichlich den hungernden Wasservögeln abgeben kann, den Schwänen, Möwen, Reiherenten und Belchen. Aber sooft sie die letzteren füttert, denkt sie mit Grausen an vergangene Festivitäten und gelobt im Herzen, niemehr im Leben einen Bissen Wildente zu verschlingen . . .

Viel Wasser floss den Rhein hinunter und manches wandelte sich in den zehn Jahren zwischen dem Türkisblauen und dem Lampenschirm!

Ein neuer Hut wird gekauft

Die Frau. Wollust der Auswahl. (Nach einer Stunde bei der Modistin: «Ich glaube, der erste steht mir doch am besten.»)

Der Mann. Peinliche Augenblicke vor dem Spiegel — besonders wenn die Verkäuferin hübsch ist. («Sehe ich wirklich so blöd aus?»)

Jedesmal wenn d'Aerdbeerizyt wider chunnt, wenn da u dert im Hag usem dunkle Grünen vo de Blettere und usem Grischnp vo Gresere es rots Aerdbeeri vürelüchtet und eim schynt zuez'rüefe: «Chumm, probier was ig für ne Chuscht ha!» — immer denn chunnt mir z'Sinn, wie's mer gangen isch, won ig miner erschte Waldärdbeeri gsuecht ha. Das isch eso gsi: Mi Vatter het albeneinisch bimene Buur im Dorf ghulfe heue. 's sälbmal, won ig dervo wott erzelle, isch e Matte im Eich obe dracho. Das isch en ordli stotzige Bitz Land am Waldrand, höch ob em Dorf. Die Lüt hei sträng gschaffet u will's heiss gsy isch und ig vierjährige Chäshoch geng ghäret und dreisset ha, hei si mi i Wald ueche gschickt ga ärdbeere. I ha mer das richtig nid zwöimal la säge u bi gschohe.

Dobe under de schattige Bueche isch es ordli chüel gsy. D'Sunne het am Bode guldig Chringel gmacht, albeneinisch het es Beieli gsumet und so hätt ib ald vergässe, warum i eigentlich hie ufe gange bi. Uf ds Mal han i se aber gseh, die Beerichinder — zwöi, drü, es ganzes Grüppeli. Jetzt wohl, jetzt han i mi derhinder gmacht. Schön sorgfältig abstreife, hei si mi bschuelet gha. So han is ou gmacht.

Wil i aber keis Büchslu zum Sammler ha bi mer gha, han i halt dä ganzi Beeri-Säge i der offene Hand treit und derby grüseli müessen ufpasser, dass mer ja nid öppe e Würze ds Bei stellt oder dass e Stei im Wäg lyt. Geng meh und — so het's mi emel düecht — geng schöneri u grösseri Beeri han i erblickt.

«Uh, wie wird sech ds Müetti freue!» isch's mir dür e Chopf gfahre. Won i du keis Beeri me hätti chönne näh, bin i hübscheli, hübscheli wider z dürab. Grad am Waldrand isch du ds Unglück passiert. I bi mit de Füesse ame Stüdeli bhanget, ha ds Glychgwicht verlore und bi — tätsch — mit em Gsicht im schönste Aerdbeeri-Brei inne gläge. E du mini Güeti, isch das es Eländ gsy! Die andere hei wohl chönne lache. Für mi isch e ganze Bitz Wält zämegfalle.

Und drum, wenn ig so nes Beeri gsene, muess i immer dra danke, was für e salzigi Chuscht miner erschte Waldärdbeeri gha hei.

KFD